

## Beobachtung 2: Lesetexte

Oktober 2015

In diesem Monat gibt es zwei Texte, die über das Sprachenlernen von Autorinnen Auskunft geben.

### Anleitung:

Nach den Beobachtungen der eigenen Umgebung im September möchte ich heute ganz einfach zwei Texte vorschlagen, die dem Buch 'Mitten durch meine Zunge' von Brigitta und Thomas Busch entnommen sind:

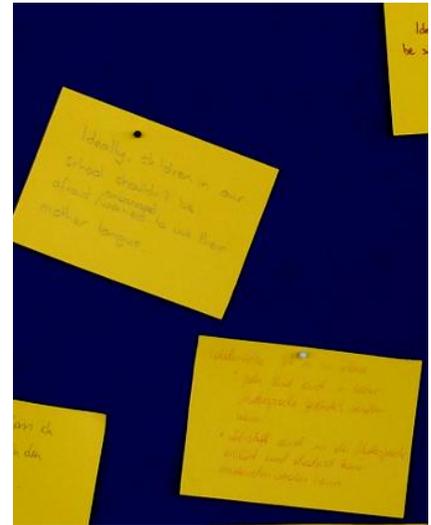
Helen Keller: Mein Weg aus dem Dunkel

Agote Kristof: Die Analphabetin

Beide Autorinnen schildern ihr Spracherleben, d.h. ihren Zugang zu Sprache und Kommunikation und ihre damit verbundenen Gefühle und Erlebnisse. Gleichzeitig machen sie eine sehr weite Spanne auf, welche Gefühle der Einschränkung aber auch der Befreiung mit Sprachen verbunden sind. Vielleicht sind diese Texte also gute Begleiter durch die nächsten Wochen und machen aufmerksam auf Details der Umgebung oder zumindest Lust aufs Weiterlesen.

Brigitta und Thomas Busch (Hg.) **Mitten durch meine Zunge**

Erfahrungen mit Sprache von Augustinus bis Zaimoglu. Deutsch. Klagenfurt, Drava. 256 Seiten.



mich die deutsche Sprache daran gehindert hat. Die jüdische Mutter ist keine »Mutter«; die Mutterbezeichnung macht sie ein wenig komisch (nicht sich selbst, weil wir in Deutschland sind), wir geben einer jüdischen Frau den Namen deutsche Mutter, vergessen aber den Widerspruch, der desto schwerer sich ins Gefühl einsenkt. »Mutter« ist für den Juden besonders deutsch, es enthält unbewußt neben dem christlichen Glanz auch christliche Kälte, die mit Mutter benannte jüdische Frau wird daher nicht nur komisch, sondern fremd. Mama wäre ein besserer Name, wenn man nur hinter ihm nicht »Mutter« sich vorstelle. Ich glaube, daß nur noch Erinnerungen an das Ghetto die jüdische Familie erhalten, denn auch das Wort Vater meint bei weitem den jüdischen Vater nicht.

## HELEN KELLER

*Geboren 1880 in Tuscumbia (Alabama), gestorben 1968 in Easton (Connecticut). Im Alter von 19 Monaten verliert sie infolge einer Fieberskrankung ihr Seh- und Hörvermögen. Mit ihrer Urmwelt kann sie nur mittels Handzeichen kommunizieren. Als eine speziell ausgebildete Lehrerin mit ihr zu arbeiten beginnt, erlernt sie innert kurzer Zeit das Fingeralphabet und die Blindenschrift. Sie besucht das College, erwirbt mehrere Fremdsprachen und schließt ihr Studium 1904 mit Auszeichnung ab. Sie unternimmt Vortragsreisen, setzt sich für die Rechte Unterdrückter ein und schreibt mehrere Bücher. »The Story of my Life« (Mein Weg aus dem Dunkel) erschien zum ersten Mal, als die Autorin zweiundzwanzig Jahre alt war. Aus dem Amerikanischen wurde es von Werner DeHaas übersetzt.*

### Mein Weg aus dem Dunkel

Der wichtigste Tag meines Lebens war der, an dem meine Lehrerin, Miss Anne Mansfield Sullivan, zu mir kam. Ich kann kaum Worte finden, um den unermesslichen Gegensatz in meinem Leben vor und nach ihrer Ankunft zu schildern. Es war der 3. März 1887, drei Monate vor meinem siebenten Geburtstag.

Am Nachmittag jenes folgenreichen Tages stand ich in unbestimmter Erwartung an der Haustür. Da ich aus dem Hin und Her im Haus und aus den Zeichen meiner Mutter auf das Bevorstehen eines außergewöhnlichen Ereignisses geschlossen hatte, ging ich vor die Tür und wartete auf der Treppe. Die Nachmittagssonne drang durch das dicke Geißblattgebüsch, das die Tür einrahmte, und fiel auf mein Gesicht. Meine Finger spielten fast unbewußt mit den vertrauten Blättern und Blüten, die eben hervorgekommen waren, um den milden südlichen Frühling zu begrüßen. Ich wußte nicht, was für Wunder und Überraschungen die Zukunft für mich barg. Zorn und Verbitterung hatten seit Monaten unausgesetzt an mir gezehrt.

Dem verzweifelten Kampf war eine tiefe Ermattung gefolgt.

Haben Sie sich je in dichtem Nebel auf See befunden, der einen wie eine greifbare, weiße Finsternis einzuschließen scheint, während das große Schiff seinen Kurs längs der Küste mit Hilfe von Kompaß und Lotleine zögernd und ängstlich verfolgt und man mit klopfendem Herzen irgendein Ereignis erwartet? Je-nem Schiff glich ich vor Beginn meiner Ausbildung, nur fehlten mir Kompaß und Lotleine, und ich hatte keine Ahnung, wie nahe der Hafen war. Licht! Gebt mir Licht! lautete der wortlose Schrei meiner Seele, und das Licht der Liebe erhellte bereits in diesem Augenblick meinen Pfad.

Ich fühlte sich nähernde Schritte. Ich streckte meine Hand aus, wie ich glaubte, meiner Mutter entgegen. Irgendjemand ergriff sie, ich wurde emporgehoben und fest in die Arme geschossen, die Arme der Frau, die gekommen war, den Schleier, der mir die Welt verbar, zu lüften und, was noch viel mehr bedeutete, mich zu lieben.

Am Morgen nach ihrer Ankunft führte mich meine Lehrerin in ihr Zimmer und gab mir eine Puppe. Die blinden Schülerinnen aus dem Perkins-Institut hatten sie mir geschickt, und Laura Bridgman hatte sie angezogen; dies erfuhr ich jedoch erst später. Als ich ein Weilchen mit ihr gespielt hatte, buchstabierte Miss Sullivan langsam das Wort »d-o-l-l« (Puppe) in meine Hand. Dieses Fingerspiel interessierte mich sofort, und ich begann es nachzumachen. Als es mir endlich gelang, die Buchstaben genau nachzuahmen, errötete ich vor kindlicher Freude und Stolz. Ich lief die Treppe hinunter zu meiner Mutter, streckte meine Hand aus und machte ihr die eben erlernten Buchstaben vor. Ich wußte damals noch nicht, daß ich ein Wort buchstabierte, ja nicht einmal, daß es Wörter gab; ich bewegte einfach meine Finger in affenartiger Nachahmung. Während der folgenden Tage lernte ich

auf diese mechanische Art eine große Menge Wörter buchstabieren, unter ihnen pin (Nadel), hat (Hut), cup (Tasse) und ein paar Verben wie sit (sitzen), stand (stehen) und walk (gehen). Meine Lehrerin war schon mehrere Wochen bei mir, als ich schließlich begriff, daß jedes Ding seine Bezeichnung hat.

Als ich eines Tages mit meiner Puppe spielte, legte mir Miss Sullivan auch meine große, zertlumpte Puppe in den Schoß, buchstabierte d-o-l-l und suchte mir verständlich zu machen, daß sich d-o-l-l auf beide Puppen beziehe. Vorher waren wir schon über den Wörtern »m-u-g« (Becher) und »w-a-t-e-r« (Wasser) aneinandergesprungen. Miss Sullivan hatte mir einzuprägen versucht, daß m-u-g »mug« und w-a-t-e-r »water« sei, aber ich blieb beharrlich dabei, beide zu verwechseln. Verzweifelt hatte sie das Thema einsteilen fallengelassen, aber nur, um es bei der nächsten Gelegenheit wieder aufzunehmen. Bei ihren wiederholten Versuchen wurde ich ungeduldig, ergriff die neue Puppe und schleuderte sie zu Boden. Ich empfand eine lebhaftere Schadenfreude, als ich die Bruchstücke der zertümmerten Puppe zu meinen Füßen liegen fühlte. Weder Schmerz noch Reue folgten diesem Ausbruch. Ich hatte die Puppe nicht geliebt. In der stillen, dunklen Welt, in der ich lebte, war für starke Zuneigung oder Zärtlichkeit kein Raum. Ich spürte, wie meine Lehrerin die Bruchstücke neben den Kammin legte, und empfand eine Art Genußgenuss darüber, daß die Ursache meines Unbehagens beseitigt war. Miss Sullivan brachte mir meinen Hut, und ich wußte, daß es jetzt in den warmen Sonnenschein hinausging. Dieser Gedanke, wenn eine nicht in Worte gefaßte Empfindung ein Gedanke genannt werden kann, ließ mich vor Freude springen und hüpfen.

Wir schlugen den Weg zum Brunnen ein, geleitet durch den Duft des ihm umrankenenden Geißblattstrauches. Es pumpte jemand Wasser, und meine Lehrerin hielt mir die Hand unter das Rohr. Während der küh-

le Strom über eine meiner Hände sprudelte, buchstabierte sie mir in die andere das Wort »water«, zuerst langsam, dann schnell. Ich stand still, mit gespannter Aufmerksamkeit die Bewegung ihrer Finger verfolgend. Mit einem Mal durchzuckte mich eine nebelhafte Erinnerung, ein Blitz des zurückkehrenden Denkens – und das Geheimnis der Sprache lag plötzlich offen vor mir. Ich wußte jetzt, daß »water« jenes wundervolle, kühle Etwas bedeutete, das über meine Hand strömte. Dieses lebendige Wort erweckte meine Seele zum Leben, spendete ihr Licht, Hoffnung, Freude, befreite sie von ihren Fesseln! Zwar waren ihr immer noch Schranken gesetzt, aber Schranken, die mit der Zeit weggeräumt werden konnten.

Ich verließ den Brunnen voller Lernbegier. Jedes Ding hatte eine Bezeichnung, und jede Bezeichnung erzeugte einen neuen Gedanken. Als wir ins Haus zurückkehrten, schien mir jeder Gegenstand von verhaltenem Leben zu zittern. Das kam daher, daß ich alles mit den seltsamen, neuen Augen, die ich erhalten hatte, betrachtete. Beim Betreten des Zimmers erinnerte ich mich an die Puppe, die ich zerschlagen hatte. Ich tastete mich zum Kamin, hob die Stücke auf und suchte vergeblich, sie wieder zusammenzufügen. Da füllten sich meine Augen mit Tränen; ich verstand, was ich getan hatte, und zum erstenmal in meinem Leben empfand ich Reue und Schmerz.

Ich lernte an diesem Tag eine große Menge Wörter. Ich erinnere mich nicht mehr an alle, aber ich weiß, daß mother (Mutter), father (Vater), sister (Schwester), teacher (Lehrerin) unter ihnen waren – Wörter, die die Welt für mich erblühen ließen »wie Aarons Stab«. Es gab wohl kaum ein glücklicheres Kind als mich, als ich am Abend dieses ereignisvollen Tages in meinem Bettchen lag und noch einmal die Freude durchlebte, die mir zuteil geworden war, und zum erstenmal sehnte ich mich nach dem nächsten Morgen.

## RADEK KNAPP

*Geboren 1964 in Warschau, wächst in der polnischen Provinz bei den Großeltern auf, bis er 1976 seiner Mutter nach Österreich folgt. Matura und Philosophiestudium in Wien, hält sich mit verschiedenen Jobs über Wasser. Seit seinem literarischen Durchbruch 1994 arbeitet er als freier Schriftsteller. Den nachfolgenden Text schrieb er als Vorwort zu der 1998 erschienenen Anthologie »weltenwischenwelten«.*

### Kurze Geschichte meiner Sprache

Vor etwa zwanzig Jahren spielten auf einem Spielplatz in Warschau ein paar kleine Jungs Krieg. Wie im Krieg üblich, gab es zwei Parteien. Die Polen waren die Gewinner, und die Deutschen hatten das Nachsehen. Sie wurden immer als erste abgeknallt, und was noch schlimmer war, sie mußten dann auf der Bank sitzen und warten, bis ein neuer Krieg begann. Da ich einen deutschen Namen hatte, landete ich immer bei den Deutschen. Dabei war alles, was ich auf Deutsch konnte: »Wie lautet die Parole?« und »Wo bleibt Sturmabführer Klos?«, zwei Sätze aus einer Kriegsserie, die jede zweite Woche ausgestrahlt wurde.

Nur zwei Jahre später bin ich bereits in Wien und drücke eine deutschsprachige Schulbank. Die Zeit des Kriegspiels war endgültig vorbei. Im Park spielte man zwar auch Krieg, aber diesmal waren die Polen die Schwächeren, und ich hatte keine Lust, wieder bei den Verlierern zu landen. Es wurde langsam Zeit erwachsen zu werden und sich eine andere Beschäftigung zu suchen. Also fing ich zu lernen an. Ich bekam immer bessere Noten, und Mathematik wurde zu einem meiner Lieblingsfächer, weil das X in allen Sprachen gleich ist. Aber die größte Überraschung erlebte ich in Deutsch. In Polen war ich nämlich nie gut gewesen im Aufsatzschreiben. Hier aber hatte ich plötz-

te sich also weder folgsam noch unfolgsam zu sein ... Aber auf andere Sachen verstand ich mich nicht ... mit den Kugeln des Zählrahmens berechnete ich alles falsch ... in meinen Sprachübungen wimmelte es von Fehlern ... die Schönschrift war ganz verschmiert ... das Lesen ging so halbwegs ... Das mündliche Befragen vor der Tafel ... das hätte jemand hören sollen ... Die Wörter konnte ich nur mühsam aussprechen ... sie waren wie Steinklötze, die ich mit der Zunge gewaltsam aus dem Mund herausstoßen mußte ... aus der Kehle, aus den Mundwinkeln, aus der Mundmitte heraus ... Mit ihnen konnte ich nicht viel anfangen, geschweige denn mich ausdrücken ... mit ihnen konnte ich niemanden gern haben, mich über wen ärgern, über einen Scherz lachen. Alle Wörter waren entweder in Dornen gehüllt oder in ein Knäuel verworrenere Fäden verklebt ... das alles konnte man weder anreifen noch drehen oder gar entwirren ... Es ging nicht! Es blieb ein Geheimnis ...

## AGOTA KRISTOF

Geboren 1935 in Csikvánd (Ungarn). Flieht nach der Niederschlagung des Aufstands 1956 in die französischsprachige Schweiz, arbeitet in einer Uhrenfabrik. Nach fünf Jahren im Exil besucht sie einen Französisch-Sommerkurs und beginnt in den 1970er Jahren auf Französisch zu schreiben. Lebt als freie Schriftstellerin in Neuchâtel. Übersetzungen ihrer Bücher in mehr als zwanzig Sprachen, zahlreiche Auszeichnungen, darunter der Gottfried-Keller-Preis 2001 und der Preis der SWR-Bestenliste 2006. Wir geben zwei Kapitel aus dem Buch »Die Analphabetin. Autobiographische Erzählung« wieder, das von Andrea Spengler aus dem Französischen übersetzt wurde. Überschriften sind sie mit »Muttersprache und Feindessprachen« und mit »Die Analphabetin«.

### Die Analphabetin

Am Anfang gab es nur eine einzige Sprache. Die Objekte, die Dinge, die Gefühle, die Farben, die Träume, die Briefe, die Bücher, die Zeitungen waren diese Sprache.

Ich konnte mir nicht vorstellen, daß es noch eine andere Sprache geben könne, daß ein Mensch ein Wort sprechen könne, das ich nicht verstehe.

In der Küche meiner Mutter, in der Schule meines Vaters, in Onkel Gezas Kirche, auf den Straßen, in den Häusern des Dorfes und auch in der Stadt meiner Großeltern sprachen alle dieselbe Sprache, und nie war die Rede von einer anderen.

Es hieß, die Zigeuner, die sich am Rand des Dorfes niedergelassen hatten, sprächen eine andere Sprache, aber ich dachte, das sei eine erfundene Sprache, die sie nur untereinander sprachen, genau wie wenn mein Bruder Janó und ich so redeten, daß unser kleiner Bruder Tíla uns nicht verstehen konnte.

Ich dachte auch, die Zigeuner täten das, weil sie in der Dorfkleine gekennzeichnete Gläser hatten, Gläser nur für sie, denn niemand wollte aus einem Glas trinken, aus dem ein Zigeuner getrunken hatte.

Es hieß auch, die Zigeuner würden Kinder stehlen. Sie stahlen zwar vieles, kam man aber an ihren Lehmhäusern vorüber und sah die Zahl der Kinder, die um diese Bruchbuden herum spielten, dann fragte man sich, warum sie noch weitere stehlen sollten. Im übrigen sprachen die Zigeuner, wenn sie ins Dorf kamen, um ihre Töpferware oder ihre aus Schilfrohr geflochtenen Körbe zu verkaufen, »normal«, dieselbe Sprache wie wir.

Als ich neun Jahre alt war, zogen wir um. Wir wohnten dann in einer Grenzstadt, in der mindestens ein Viertel der Bevölkerung Deutsch sprach. Für uns, die Ungarn, war das eine Feindessprache, denn sie erinnerte an die österreichische Herrschaft, und es war auch die Sprache der fremden Soldaten, die unser Land damals besetzten.

Ein Jahr später besetzten andere fremde Soldaten unser Land. In den Schulen wurde die russische Sprache Pflicht, andere Fremdsprachen waren verboten.

Niemand kann die russische Sprache. Die Lehrer, die Fremdsprachen unterrichteten, Deutsch, Französisch, Englisch, besuchten einige Monate lang Schnellkurse in Russisch, aber sie können diese Sprache nicht richtig und haben keine Lust, sie zu unterrichten. Und die Schüler haben keine Lust, sie zu lernen.

Es handelt sich um eine landesweite geistige Sabotage, einen natürlichen, nicht abgesprochenen, selbstverständlichen passiven Widerstand.

Mit dem gleichen Mangel an Begeisterung werden Geographie, Geschichte und Literatur der Sowjetunion unterrichtet und gelernt. Eine Generation von Unwissenden geht aus den Schulen hervor.

So stehe ich mit einundzwanzig Jahren, bei meiner Ankunft in der Schweiz und ganz zufällig in einer Stadt, in der man Französisch spricht, vor einer mir vollkommen unbekanntem Sprache. Hier beginnt mein Kampf um die Eroberung dieser Sprache, ein langer, erbitterter Kampf, der mein ganzes Leben andauern wird.

Ich spreche Französisch seit über dreißig Jahren, ich schreibe es seit zwanzig Jahren, aber ich kann es immer noch nicht. Ich spreche es nicht fehlerfrei und schreibe es nur mit Hilfe von häufigem Nachschlagen in Wörterbüchern.

Aus diesem Grund nenne ich auch die französische Sprache eine Feindessprache. Es gibt noch einen anderen Grund, und das ist der schwerer wiegende: diese Sprache tötet allmählich meine Muttersprache.

\*\*\*

Eines Tages sagt meine Nachbarin und Freundin zu mir:

»Ich habe im Fernsehen eine Sendung über ausländische Arbeiterinnen gesehen. Sie arbeiten den ganzen Tag in der Fabrik, und abends kümmern sie sich um Haushalt und Kinder.«

Ich sage:  
»Ich habe es auch so gemacht, als ich in die Schweiz kam.«

Sie sagt:

»Außerdem können sie nicht einmal Französisch.«

»Ich konnte es auch nicht.«

Meine Freundin ist verstimmt. Sie kann mir nicht die beeindruckende Geschichte der ausländischen Frauen aus dem Fernsehen erzählen. Sie hat meine Vergangenheit so sehr vergessen, daß sie sich nicht vorstellen kann, daß ich zu dieser Spezies von Frauen gehört habe, die die Landessprache nicht können, in der Fabrik arbeiten und sich abends um die Familie kümmern.

Ich erinnere mich daran. Die Fabrik, der Einkauf, das Kind, das Essen. Und die unbekanntem Sprache. In der Fabrik ist es schwierig, sich zu unterhalten. Die Maschinen sind zu laut. Man kann nur auf der Toilette miteinander reden, während man rasch eine Zigarette raucht.

Meine Arbeitskolleginnen bringen mir das Wichtigste bei. Sie sagen: »Es ist schönes Wetter« und zeigen auf die Landschaft des Val-de-Ruz. Sie berühren mich, um mir Wörter beizubringen wie Haare, Arm, Hände, Mund, Nase.

Abends komme ich mit dem Kind nach Hause. Meine kleine Tochter schaut mich mit großen Augen an, wenn ich ungarisch mit ihr spreche.

Einmal hat sie angefangen zu weinen, weil ich sie nicht verstehe, ein andermal, weil sie mich nicht versteht.

Fünf Jahre nach meiner Ankunft in der Schweiz spreche ich Französisch, aber ich lese es nicht. Ich bin wieder zur Alphabetin geworden. Ich, die ich mit vier Jahren lesen konnte.

Ich kann die Wörter: Wenn ich sie lese, erkenne ich sie nicht. Die Buchstaben sagen mir nichts. Das Ungarische ist eine phonetische Sprache, das Französische ganz das Gegenteil.

Ich weiß nicht, wie ich fünf Jahre lang ohne Lektüre leben konnte. Einmal im Monat kam die *Gazette littéraire hongroise*, die damals meine Gedichte publizierte; es gab auch die ungarischen Bücher, die wir per Fernleihe aus der Genfer Bibliothek bekamen und meist schon gelesen hatten, aber das spielte keine Rolle, besser noch einmal lesen als überhaupt nicht lesen. Und zum Glück gab es das Schreiben.

Mein Kind wird bald sechs Jahre alt, es kommt in die Schule.

Auch ich komme, kehre noch einmal zurück in die Schule. Mit sechszwanzig Jahren melde ich mich zu den Sommerkursen der Universität von Neuchâtel an, um Lesen zu lernen. Es sind Französischkurse für ausländische Studierende. Da gibt es Engländer, Amerikaner, Deutsche, Japaner, Deutschschweizer. Der Einstellungstest ist schriftlich. Ich bin miserabel und finde mich bei den Anfängern wieder.

Nach einigen Lektionen sagt der Lehrer zu mir:

»Sie sprechen sehr gut Französisch. Warum sind Sie in einem Anfängerkurs?«

»Ich kann weder lesen noch schreiben. Ich bin Alphabetin.«

Er lacht:

»Das werden wir schon sehen.«

Zwei Jahre später erhalte ich mein Abschlusszeugnis mit Auszeichnung.

Ich kann lesen, ich kann wieder lesen. Victor Hugo, Rousseau, Voltaire, Sartre, Camus, Michaux, Francis Ponge, Sade, alles, was ich auf Französisch lesen will, kann ich lesen, und auch die nicht Französischen, aber übersetzten Autoren, Faulkner, Steinbeck, Hemingway. Das sind eine Menge Bücher, Bücher, die endlich auch ich verstehen kann.

Ich werde noch zwei Kinder bekommen. Mit ihnen übe ich Lesen, Rechtschreibung, Konjugation.

Wenn sie mich nach der Bedeutung eines Wortes fragen oder wie man es schreibt, werde ich niemals sagen:

»Ich weiß nicht.«

Ich werde sagen:

»Ich schaue nach.«

Und ich schaue im Wörterbuch nach, unermüdetlich schaue ich nach. Ich werde eine begeisterte Wörterbuchleserin.

Ich weiß, daß ich das Französische nie so schreiben werde wie die von Geburt französischsprachigen Schriftsteller, aber ich werde es schreiben, wie ich kann, so gut ich kann.

Ich habe diese Sprache nicht gewählt. Sie ist mir aufgedrängt worden vom Schicksal, vom Zufall, von den Umständen.

Ich bin gezwungen, Französisch zu schreiben. Es ist eine Herausforderung. Eine Herausforderung für die Alphabetin.